

Als ein mehr konstruktives Gebilde, mehr als „erschlossene Form“ stellt sich das „Memorable“ dar. Rätsel und Kasus greifen wirklich in vorliterarische Zeiten zurück, sind Volksgut, sind dem Geheimnisvollen verknüpft; das Memorable ist die nackte Grundform einer dokumentarischen Ueberlieferung, worin das überlieferte Faktum durch irgendwelche Nebenumstände charakteristische Beleuchtung und eben dadurch Körperlichkeit, Realität erhält; es ist die „einfache Form“ des historischen Berichts und der realistischen Novelle, der Novelle des „Falken“-Typs, wie sie Paul Heyse nannte.

Ist das Memorable im wesentlichen eine „erschlossene“ Grundform dokumentarischen und realistischen Berichtens (und doch wohl die Grundform einer literarischen und nicht eigentlich volkstümlichen Erzählungsweise), so ist der Spruch wirklich und reichlich vorhanden. Aber gehört er eigentlich in die Reihe der Erzeugnisse, die sich in vorliterarischem Aggregatzustand befinden? Gewiss, er ist vorliterarisch belegt; aber er hat doch eine derart feste Form, fest im Stilistischen, Rhythmischen, Syntaktischen, dass man ihn das Volksepigramm nennen könnte, dass man ihn durchaus als geschlossenes Kunstwerk ansprechen muss. Die Geistesbeschäftigung, aus der diese endgültigen Kunstwerke hervorgehen, hat Jolles scharf erfasst. Sie ist rein empirischer und rein realistischer Natur. Im Märchen geht es kindlich-moralisch zu, im Spruch amoralisch. Der das Wirkliche betrachtende Geist wertet nicht, er konstatiert nur. Seine rationale Arbeit besteht darin, dass er in einer konkreten Aussage ohne Abstraktion die Vielheit, das Generelle einer Erfahrungsgruppe zusammendrängt. („Bei Nacht sind alle Katzen grau.“) Für den Romanisten liegt es nahe, als „Grossform“ des Spruches den modernen französischen naturalistischen Roman anzusehen, wo ja hinter dem konkret Einzelnen sich auch immer wieder das Generelle dehnt.

An letzter Stelle wird das rein intellektuelle Gebilde des Witzes behandelt. Vielleicht von Bergson angeregt, der das Lachen als eine Abwehrfunktion der Gesellschaft charakterisiert, sieht Jolles im Witz einen Befreiungsakt des Geistes. Etwas wird um die Bedeutung gebracht, in der es ernsthaft auf uns lastete, die Spannung, die es hervorrief, wird plötzlich gelöst, der Zusammenhang, in dem es wirkte, wird zerstört. All das ist ein Negativum, eine „Entbindung“, den bindenden andern Grundformen gegenüber. Wir „könnten die Einfachen Formen der Reihe nach durchgehen, wir würden finden, dass sie sich im Witze lösen können“ (S. 251). Aber Jolles bleibt hierbei nicht stehen. Der Witz bedeutet ihm nicht nur Negierung, Entspannung, „Entbindung“, sondern er wird auch „durch die Freiheit, die er unserm Geiste bei dem Lösen einer Spannung gewährt, seinerseits bindend und schafft sich eine eigene positive Welt“. Diese eigene Welt erfasst Jolles „in der Zweieinheit von Spott und Scherz“, und wie er für Legende und Rätsel die Vergegenständlichungen Reliquie und Rune nannte, so nennt er hier als Vergegenständlichung etwa „ein ritterliches Ahnenbild“ im stillen Zimmer eines Parvenus und schlägt für solche symbolisierenden Gegenstände den Namen „Karikatur“ vor (S. 260/61).

Der allgemeinen Einführung, die den Einzeluntersuchungen voranging, entspricht schliesslich ein das Begriffliche knapp resümierender „Ausblick“. Da kann man sich dann noch einmal darüber klar werden, wie ganz ausserordentlich die Fülle der von diesem Buch mitgeteilten

Bereicherungen und Anregungen ist — wenn sich auch etliche Anregungen zum Widerspruch darunter finden.

Dresden.

Victor Klemperer.

Theodor Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brandstetter. 1930. 279 S. 8°. M. 12.50.

Karl Schneider, Was ist gutes Deutsch? München, Beck. 1930. 275 S. 8°. M.

Wenn ein Buch wie das von Th. Matthias bereits in sechster Auflage erscheint, so ist es kaum notwendig, noch etwas zu seinem Lobe zu sagen. In dem Vorwort zu der neuen Auflage erklärt der Verfasser, dass er die Sprachbewegung bis in die letzten Jahre verfolgt habe. Das gilt auch von der wissenschaftlichen Literatur. Dafür ein schlagendes Beispiel: Das Vorwort ist geschrieben zu Neujahr 1929; aber im Buche ist ein Aufsatz verwertet, der die Sprachvereinszeitschrift desselben Jahres eröffnet. Eine Frage möchte ich aber an den Verfasser richten: Soll man von Beugung oder von Biegung der Hauptwörter sprechen? Matthias selber überschreibt einen Abschnitt: „Die Beugung der Eigennamen“, aber ein Paragraph dieses Abschnitts behandelt die „Biegung der Adelsnamen“. Ich habe früher auch von der Beugung gesprochen, was mir eine entrüstete Rüge eines alten Herrn zugezogen hat. In der letzten Auflage meiner „deutschen Sprache“ handle ich daher von der Biegung der Wörter, und das scheint mir in der Tat das Richtigere zu sein.

Auch Schneiders Buch enthält manche gute Beobachtung und zutreffende Entscheidung. Aber es müssen doch starke Bedenken erhoben werden. Vor allem: Schn. lebt des Aberglaubens, das jeweils das Aeltere das Bessere sei; dass auch der Lebende recht haben könne, will er nicht anerkennen. So verlangt er, dass *Hauje*, nicht *Haufen* gesprochen werde, und dann auch *Nutzen* statt *Nutze*, was es überhaupt nicht gegeben hat. Er verlangt, dass man er *verhohl*, statt *verhohlte* sagt, dass man unterscheidet er *ladet ein* und er *lädt auf*, obwohl er selbst zugeben muss, dass im Präteritum und Particium Praeteriti beide Verba zusammengefallen sind. Aber ferner: ein Verfahren, besonders kennzeichnend für den, der die Wissenschaft nicht vollkommen beherrscht, spielt auch bei Schneider eine Rolle. Aus einer Anzahl übereinstimmender Fälle macht man ein Gesetz; was sich dem nicht fügt, wird verworfen. Weil *Gesellschaft*, *Knappschaft*, *Mannschaft* vom „Stamm“ gebildet sind, hält er *Bruderschaft* für besser als *Brüderschaft* und merkt nicht, dass zwischen beiden ein Bedeutungsunterschied besteht, oder er empfiehlt den Aerzten, ihre Gemeinschaft nicht *Aerzteschaft*, sondern *Arztschaft* zu nennen, unter Verleugnung jedes Gefühls für Sprechbarkeit. Weil es *Grusspflicht*, nicht *Grüsspflicht*, *Trunksucht*, nicht *Trinksucht* heisse, verlangt er *Schubtür*, *Sud hitze*; er verurteilt *Erlass der Srafe*, *Trauschein*, *Eichamt*, *Lieferfrist*; er denkt nicht daran, dass er nun auch *Gussbach*, *Gusshaus*, *Gusskanne*, *Sudpunkt*, *Trunkbecher* fordern müsste; überhaupt ist ihm die gewaltige Rolle, die das Verbum als erstes Glied von Zusammensetzungen spielt, nicht aufgegangen. Auch sonst zeigt sich mangelhafte Vertrautheit mit den Ergebnissen der Wissenschaft. Die Ausführungen über das Dativ-e sind nicht ausreichend, weil Schn. die Aufsätze über diesen Gegenstand in den Beiheften zur Hs. des Sprachvereins ungenutzt lässt. Das gleiche gilt von der Darstellung der Perfektumschrei-

bung mit *sein* und *haben*, wo er weder meine Darlegungen noch die daran anknüpfenden von Hermann Paul kennt. Er verdammt die Anwendung des Ind. Praet. im irrealen Bedingungssatz (*warf er das Schwert von sich, er war verloren*) und weiss nicht, dass er damit über Wieland, Klopstock, Schiller sein Urteil spricht (Synt. II, 290). Das *s* von *Hochzeitstag* usw. hält er für einen Binde-laut, *brannte, dankte* für eine „gemischte Bildungsweise“, *stak* gegenüber *steckte* für das Alte; er weiss nicht, dass in *auf dem Boden schleifen* und *das Messer schleifen* zwei verschiedene Verben vorliegen. Er meint, Personen würden *durchsücht*, Sachen *dürchsucht*. Er kennt einen Bedeutungsunterschied zwischen *er stände* und *er stünde*. Sollte es also zu einer zweiten Auflage kommen, so wäre es dringend notwendig, eine Durchsicht durch einen geschulten Fachmann vornehmen zu lassen.

Giessen.

O. Behaghel.

Lévy, Paul, *Histoire linguistique d'Alsace et de Lorraine*. 2 Bde. Paris 1929.

Lévy stellt sich die bisher gleich umfassend und ausführlich noch nie in Angriff genommene Aufgabe, die Sprachgeschichte Elsass-Lothringens zu schreiben. Sein Buch ist als Werk eines Elsässers die natürliche historische Folge jüngster politischer Entwicklung, die seit etwa 150 Jahren das Sprachleben dieser Grenzlande in den unmittelbaren Bannkreis politischer Beeinflussung und Bewertung gezogen hat. Dass ein derartiges Werk entstanden ist und entstehen konnte, ist sicher kennzeichnend für Stand und Weiterentwicklung des elsass-lothringischen Problems.

Der erste Band behandelt auf 363 Seiten die Entwicklung von der vorkeltischen Zeit bis zur französischen Revolution, der zweite auf 510 Seiten die von 1789 bis 1918. Der Einschnitt fällt mitten in die erste französische Epoche, also in den Augenblick der Geburt eigentlicher Sprachpolitik. Die politische Wurzel des Werkes zeigt sich sonst noch in der geographischen Begrenzung auf das ehemalige Reichsland, einen als Einheit also historisch jungen Raum, in den praktischen Schlussfolgerungen des Ganzen II, 506ff., vor allem aber in Lévy's Auffassung der „Sprachgeschichte“. Im Vordergrund steht das wechselnde Kräfteverhältnis des Deutschen und Französischen; die eigentliche Sprache der Landschaft, die Mundart, wird fast nur in ihrem Verhältnis zu den beiden Kultursprachen behandelt, die Eigengesetzlichkeit ihrer raumgebundenen Entwicklung im Wechselspiel mit den Nachbarmundarten kommt nicht zur Geltung. Ansätze (vor allem I, 151ff. unter Benutzung einschlägiger Literatur und Uebnahme der Lienhartschen Dialektkarte aus dem Elsassischen Wörterbuch) ändern daran nichts. Wichtigste jüngere Literatur (L. Berthold, *Die Sprache des Prosateils des Stuttgarter Cod. theol. et philos.* 4 Nr. 190, *Teuthonista* II, 180ff., Bonn 1926) kennt Lévy nicht, Lienharts Dialektkarte und die älteren dialektgeographischen Arbeiten von Wrede und Bohnenberger wertet er gar nicht oder nur sehr sporadisch aus. Das ist doppelt bedauerlich, da dem Strassburger Verfasser in Liebichs Fragebogen vom Jahre 1873 ein reiches dialektisches Material zum Ausbau dieser Anregungen geboten war und die dialektgeographische Wissenschaft die Fruchtbarkeit ihrer Problemstellung längst erwiesen hat.

Aber mag das Buch in dieser Richtung auch manche

Erwartungen unbefriedigt lassen, auf elsässischem Boden ist die abweichende Problemstellung verständlich, und was sie in Lévy's Händen leistet, ist erstaunlich. Eine Arbeit von unheimlichem Fleiss — das Literaturverzeichnis umfasst über 30 Seiten — hat es vermocht, von dem einseitigen Thema aus ein umfassendes anschauliches Bild von dem geschichtlichen Leben, der geschichtlichen Entwicklung der Landschaft zu geben. Es ist immer wieder anregend zu lesen, wie politische und religiöse, geistige und wirtschaftliche, soziale und pädagogische Momente ineinandergreifen, das Sprachleben wechselnd beeinflussen. Und damit nicht genug: die geistvolle Darstellung versteht es vor allem, die Entwicklung des Elsass in die der beiden grossen Völker einzubauen. Eine der wichtigsten Garantien für lebendige Darstellung ist endlich die Fülle interessanter Einzelmateriale, vor allem auch einschlägiger zeitgenössischer Äusserungen, die das ganze Werk durchziehen.

Wichtiger noch ist ein anderes: Trotz der politisch bedingten und heute recht heiklen Problemstellung hat das Buch sich vor politischer Einseitigkeit wahren können. Der Standpunkt ist ein gesund elsässischer. Ein ausgeprägtes Nationalbewusstsein wird man dabei allerdings nicht finden, und den Leser, der diese Zwischenlandsproblematik nicht aus eigener Erfahrung kennt, mag dies Denken recht fremdartig anmuten. Aber gerade weil es bodenständig elsässisch ist, hat der Deutsche wie der Franzose allen Grund, das Buch ernst zu nehmen. Der Deutsche hat dabei den Vorzug, dass seine Periode eine rückhaltlosere Darstellung findet, wie denn aus begreiflichen Gründen die Darstellung mit dem Jahre 1918 abbricht, obwohl „on ne saurait dire que les dernières années depuis l'armistice aient été les moins mouvementées“ (II, 506). Gerade die Umfassung der gesamten elsässischen Entwicklung scheint mir dem Verfasser Unparteilichkeit des Urteils zu gewährleisten. Für seine Stellung zum Deutschum des Elsass beachte man etwa das Kapitel „Imprimerie, Renaissance et Réforme“ I, 190ff. oder I, 382ff. über die Geburt der Germanistik im Elsass. Skeptisch wird man nur gegenüber der Sachlichkeit, mit der er heute der Entwicklung der Dinge im eigenen Land zusieht; die Frage, was für ein Volk ein wirklicher Sprachwechsel bedeutet — seine Möglichkeit sieht er im Elsass II, 508ff. als gegeben —, führt allerdings ins Weltanschauliche.

Das weitgespannte Thema sichert Lévy noch einen zweiten grossen Vorzug vor jedem, der sich nur mit schwierigen Einzelfragen beschäftigt. Er kann es sich leisten, solche ungelöst zu lassen, vor allem, wenn seine Diskussion der Probleme, wie z. B. in der Ortsnamenforschung, dieselben fördert.

Es sei mir gestattet, auf einige Einzelgebiete noch kurz einzugehen. Zunächst zur Ortsnamenforschung: Bei der Besprechung der -weiler-Orte vermisst man ein Eingehen auf die doch wohl entscheidende Hypothese ihrer Erklärung als Ausbauorte. I, 91 spricht er ohne entsprechende Folgerungen, nur im Zusammenhang der Witteschen Hypothese, von der geographisch minder günstigen Lage der -weiler-Orte; S. 92 erwähnt er die andere These wohl, aber ohne sich in eine ernsthafte Diskussion derselben einzulassen. — Mehrfach betont er die Veränderlichkeit von Ortsnamen; für den Wechsel einzelner Suffixe stellt er selbst I, 119ff. nach v. Jan eine Liste auf. Praktisch rechnet er aber trotzdem wie die